

U.S. History in Continental Perspective

28. Jahrestreffen der Historikerinnen und Historiker in der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien, in Zusammenarbeit mit der Akademie für Politische Bildung Tutzing
Tutzing, 10. bis 12. Februar 2006

Die Tagung reflektierte die Geschichte der Vereinigten Staaten als die Geschichte eines Landes in Nordamerika. Dabei wurde die kontinentale Perspektive auf die Geschichte der USA im Kern durch zwei Beobachtungen bestimmt. Zum einen entfaltete sich die U.S.-amerikanische Geschichte unter räumlichen Bedingungen, wie sie spezifisch für den nordamerikanischen Kontinent sind; zum anderen ist die Geschichte der USA über eine Reihe von historischen Kontexten und Problemkonstellationen unauflöslich mit der Geschichte Kanadas, Mexikos und der Karibik verflochten. Damit ist die geschichtliche Entwicklung der südlichen und nördlichen Nachbarn der USA nicht nur eine Art Hintergrund, vor dem sich die U.S.-amerikanische Nationalgeschichte abspielte. Vielmehr war die historische Entwicklung Kanadas, Mexikos und der Karibik immer auch ein Faktor der U.S.-amerikanischen Geschichte. Umgekehrt bestimmte natürlich auch die Geschichte der USA die ihrer Nachbarn im Norden und im Süden. Diesen überaus komplexen und vielschichtigen Wirkungs- und Verflechtungszusammenhang der U.S.-amerikanischen Geschichte in einigen ausgewählten Aspekten zu rekonstruieren, um die mit einem kontinentalen Zugriff auf die Geschichte der USA verbundenen Erkenntnismöglichkeiten zu erproben, war das Ziel der für die Deutsche Gesellschaft für Nordamerikastudien (DGfA) von Volker Depkat (Universität Regensburg) und Petra Dolata-Kreutzkamp (FU Berlin) in Zusammenarbeit mit der Akademie für politische Bildung Tutzing organisierten Tagung.

In seinem Eröffnungsvortrag „US History in Continental Perspective“ ordnete *Volker Depkat* das Tagungsthema in die historiographische Forschungslandschaft auf beiden Seiten des Atlantiks ein und umriss den konzeptionellen Rahmen der Konferenz. Diese lasse sich von zwei Prämissen leiten, und zwar erstens der Annahme, dass die räumlichen Bedingungen des nordamerikanischen Kontinents die politische, soziale, ökonomische und kulturelle Geschichte der USA nachhaltig geprägt haben. Zweitens jedoch haben nordamerikanische Gesellschaften, indem sie unter just diesen räumlichen Bedingungen des Kontinents handelten, eine Ordnung natürlicher und sozialer Räume hervorgebracht, die wiederum spezifisch für die U.S.-amerikanische Geschichte sei. Dieses neue Interesse an ‚Raum‘ als zugleich Phänomen, Bedingung und Faktor sozialer Interaktion und historischen Wandels werde durch drei aktuelle Forschungstrends gespeist, und zwar (1) durch das rasant wachsende und sich sowohl methodisch als auch thematisch zunehmend ausdifferenzierende Feld der Umweltgeschichte, (2) durch Arbeiten, die dem „spatial turn“ in den Kulturwissenschaften verpflichtet seien, und (3) durch das Projekt einer Transnationalisierung der Historiographie. Im weiteren Verlauf seines Vortrages stellte Volker Depkat die erkenntnisleitenden Fragestellungen, die theoretischen Fundamente und die wichtigsten analytischen Kategorien dieser drei Forschungstrends vor, um anschließend die mit ihnen verbundenen Chancen und Grenzen für einen kontinentalen Zugang zur U.S.-amerikanischen Geschichte zu erörtern. Den Wert dieser drei Ansätze sah er weniger darin, dass sie der Forschung konkrete Methoden an die Hand gäben, als vielmehr darin, dass sie jeweils spezifische Perspektiven auf die Vergangenheit organisierten, die neue Aspekte und Wirkungszusammenhänge sichtbar und der Analyse zugänglich machten. Es seien drei gleichberechtigt nebeneinander stehende Ansätze, die die

Analyse der U.S.-amerikanischen Geschichte in kontinentaler Perspektive strukturieren und anleiten könnten, ohne dabei synthetisiert zu werden.

Das folgende Tagungsgeschehen entfaltete sich in den sechs thematischen Sektionen „Defining Boundaries“, „Colonial North America“, „Frontiers“, „Sharing Spaces“, „Cultures“ und „Race and Ethnicities“ sowie einer „keynote speech“ von John Herd Thompson (Duke University, Durham, NC) mit dem Titel: „The United States and Canada: Ambivalent Allies“.

In der Sektion „Defining Boundaries“ zeichnete *Francis Carroll* (University of Manitoba, Winnipeg) am Beispiel der Geschichte der Grenzziehung zwischen den USA und Kanada nach, wie politische Räume aus dem kontinentalen Raum herausgeschnitten wurden. In seinem auf breiter Archivarbeit beruhenden und quellengesättigten Vortrag zeigte Carroll detailliert, wie die heute längste unverteidigte Grenze der Welt zwischen 1783 und 1846 in einem überaus kontroversen, sich hart am Rande des Krieges bewegenden, aber letztlich friedlichen Prozess definiert wurde. Drei getrennte historische Kontexte galt es hier zu beachten. Der Friede von Paris, der 1783 den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg beendete, bestimmte den Verlauf der Grenze zwischen den USA und Britisch Nordamerika nur von Maine und New Brunswick bis westlich des Lake of the Woods, doch war er in seinen Bestimmungen so vage, dass die letzten Grenzstreitigkeiten erst 1842 auf dem Verhandlungswege beseitigt werden konnten. Die britisch-amerikanische Konvention von 1818 setzte für das Gebiet zwischen dem Lake of the Woods und den Rocky Mountains den 49. Breitengrad als Grenze fest. Diese Regelung der Grenzfrage war durch den U.S.-amerikanischen Kauf des Louisiana Territory von Napoleon im Jahre 1803 notwendig geworden. Im Jahre 1846 wurde dann nach einem langen internationalen Streit um das von den USA, Rußland und Großbritannien gleichermaßen beanspruchte Oregon Territory der 49. Breitengrad von den Rocky Mountains bis zum Pazifik als Grenze festgelegt.

John Herd Thompson begann seinen Abendvortrag mit der Feststellung, dass ungeachtet aller Diskussion über die Internationalisierung und Transnationalisierung der U.S.-amerikanischen Geschichtsschreibung der nationale Bezugsrahmen den Lehr- und Forschungsbetrieb an U.S.-amerikanischen Universitäten dominiere. Die Bilder rekonstruierend, die in Kanada und den USA vom jeweils anderen Land zirkulierten, erkannte Thompson ein weitgreifendes U.S.-amerikanisches Desinteresse an Kanada. Dem stehe auf kanadischer Seite ein auf die Wahrung der Eigenständigkeit gerichtetes, eher böswilliges Interesse an den USA gegenüber. Aus kanadischer Sicht erschienen die USA als das „significant other“, gegen das sich die Kanadier als ‚andere nordamerikanische Nation‘ imaginierten. Die Amerikanische Revolution habe deshalb *zwei* Nationalgesellschaften und -kulturen auf dem nordamerikanischen Kontinent hervorgebracht. Diese hätten ganz unterschiedliche Wege in die Moderne beschritten und seien doch zugleich aufs engste miteinander verflochten.

Im weiteren Verlauf seines Vortrages identifizierte Thompson vier Felder, die einerseits das ambivalente Neben-, Mit- und Gegeneinander der beiden nordamerikanischen Länder umrissen, die andererseits aber auch die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der historischen Entwicklung beider nordamerikanischer Länder beschreibbar machten. Da sei erstens die Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Staaten, die sich als Geschichte der sukzessiven Ausgestaltung eines Systems bi-lateraler Institutionen weitgreifender Kooperation beschreiben lasse. Daneben gebe es eine Reihe von nicht-gouvernementalen kontinentalen Subsystemen, die beide Länder zu einem Geschehenszusammenhang verflochten. Das erste dieser Subsysteme sei die Wirtschaft. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern seien durch einen rasch fortschreitenden Prozess der ökonomischen Integration des Kontinents im 20. Jahrhundert bestimmt, doch stehe dieser Integrationsprozess unter den Bedingungen einer stark ausgeprägten Asymmetrie des ökonomischen Kräfteverhältnisses. Als zweites Subsystem identifizierte Thompson die überseeischen und inneramerikanischen Migrationsbewegungen, die beide Länder zu Einwanderungsländern mit vergleichbaren sozialen Transformationen und Problemkonstellationen werden ließen. Drittens schließlich böten sich die ganz unterschiedlichen, nach Westen gerichteten Expansionsideologien der Siedlergesell-

schaften in Kanada und den USA sowie die daraus resultierenden Unterschiede im Umgang mit der indigenen Bevölkerung für eine vergleichende Analyse in kontinentaler Perspektive an.

Die Sektion „Colonial North America“ wurde von *Ursula Lehmkuhl* (FU Berlin) eingeleitet, die mit ihrem Vortrag „Governance in Colonial North America“ das von ihr geleitete historische Teilprojekt „Colonial Governance und Mikrotechniken der Macht. Englische und französische Kolonialbesitzungen in Nordamerika, 1680-1760“ innerhalb des neuen DFG geförderten Sonderforschungsbereichs 700 „Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit“ vorstellte. In diesem Projekt, das die Kolonien in Nordamerika als Räume entstehender Staatlichkeit begreift, werden die unter dem Begriff der Colonial Governance etikettierten Governance-Leistungen in den nordamerikanischen Kolonien Frankreichs und Englands untersucht und miteinander verglichen. Die Spannung zwischen institutionalisierten hierarchischen Herrschaftssystemen im imperialen Kontext und der Rolle der nordamerikanischen Siedler in der Konstruktion, Durchsetzung und Aufrechterhaltung von ‚Herrschaft‘ ist tragend für das Projekt, das vier mikrohistorische Fallstudien mit der Analyse von makrohistorischen Herrschaftszusammenhänge verbinden will. Im Mittelpunkt stehen jene kolonialen, für die gegenwärtige Governance-Forschung bedeutsamen Formen der Machtausübung, die bei weitgehender Abwesenheit der unmittelbar kontrollierenden Einflussnahme eines staatlichen Zentrums (des Kolonialstaates) auf dem komplexen Zusammenwirken von lokalen Akteuren und deren Einbettung in soziale Alltagspraktiken beruhen. In kontinentaler Perspektive werden sowohl Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen französischer und britischer Kolonialherrschaft als auch – in Nord-Süd- und Ost-West-Differenzierung – die Besonderheiten städtischer und ländlicher Herrschaftskontexte untersucht.

Anschließend beleuchtete *Ingmar Probst* (FU Berlin) in „Rivals on a Continental Market“ den kolonialen Pelzhandel in seiner Relevanz für die Analyse der U.S.-amerikanischen Geschichte in kontinentaler Perspektive. Bereits vor dem Beginn der europäischen Expansion habe die Produktion von und der Handel mit Pelzen die soziale, ökonomische und kulturelle Ordnung vieler indianischer Gesellschaften nachhaltig geprägt und die Formen ihrer Interaktion strukturiert. Mit dem Beginn der europäischen Expansion sei das Verhältnis von Siedlern und Indianern vielfach durch den Pelzhandel bestimmt worden, und die koloniale Rivalität europäischer Mächte auf dem nordamerikanischen Kontinent wurde zu einem Gutteil auch von dem Wettlauf um den lukrativen Pelzhandel bestimmt. Die Bestimmung der politischen Grenze zwischen den USA und Kanada sei zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch deswegen erfolgt, um nationale Pelzhandelsinteressen zu wahren; gleichzeitig gingen mit der Grenzziehung jedoch Versuche einher, die politische Grenze durch transnational organisierte Pelzhandelsunternehmungen zu überwinden, um die natürliche Ressource ‚Pelz‘ in einem gemeinsamen Wirtschaftsraum effizienter ausbeuten zu können – mit weitreichenden Folgen für die kontinentalen Ökosysteme.

In der Sektion „Frontiers“ erörterte *Meike Zwingenberger* (LMU München) in ihrem Vortrag „Frontier and Urbanization: Communities and Identities in 19th Century North America“ verschiedene Aspekte des Zusammenhangs von ‚Raum‘, ‚Kontrolle‘ und ‚Identität‘ in der nordamerikanischen Geschichte. Zunächst untersuchte sie die Westexpansion in den USA und Kanada in ihren Konsequenzen für die Organisation politischer und ökonomischer Räume auf dem Kontinent. Gleichzeitig stellte sie einen kausalen Zusammenhang zwischen Westexpansion und nationalen Identitätsbildungsprozesse in beiden nordamerikanischen Ländern her. Demnach basierten Vorstellungen von nationaler Identität sowohl in den USA als auch in Kanada während des 19. Jahrhunderts auf der Kontrolle über ‚Raum‘. Der Westen Nordamerikas war deshalb auf beiden Seiten des 49. Breitengrades immer auch ein metaphorischer Raum für die Konstruktion einer nationalen Identität. Gleichzeitig führte der sich nach 1850 rasant beschleunigende Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess zur Entstehung von starken lokalen und regionalen Identitäten, die vielfach in unaufgelöster Spannung zu den nationalen Identitätskonzepten standen. Diese Spannung verstärkte sich in dem Maße, in dem die nationale Politik im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung durch eine Vielzahl von Maßnahmen die soziale und ökonomische Entwicklung auf der lokalen Ebene immer nachhaltiger zu beeinflussen begann. In einem letzten Abschnitt erörterte sie am Beispiel von Vancouver, Seattle und San

Francisco die Organisation städtischen Raums, dessen spezifische Struktur entscheidend von der rassistisch motivierten Ablehnung chinesischer Einwanderer und der Gewalt gegen sie bestimmt worden sei. Damit stand der Prozess der Urbanisierung im Westen unter besonderen Bedingungen, die sich eher in kontinentaler als in nationaler Perspektive erschließen lasse und die immer auch die jeweils spezifische Wahrnehmung von ‚Raum‘ beinhalten.

Der zweite Vortrag der Sektion wurde von *Philipp Gassert* (Heidelberg/München) gehalten. In seinem Beitrag „Frontiers of Inclusion, and Exclusion: Spanish, French, and British North America Compared“ beschäftigte er sich mit früheren, der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstammenden Versuchen der U.S.-amerikanischen Historiographie, die Betrachtung der eigenen Nationalgeschichte zu ‚kontinentalisieren‘. Gassert rückte den in der Zwischenkriegszeit sehr wirkmächtigen und schulbildenden Ansatz des in Berkeley lehrenden Historikers Herbert E. Bolton in das Zentrum seiner kritischen Bestandsaufnahme. Boltons Projekt eines „Epic of Greater America“ war eine frühe, von einem Kolonialhistoriker ausgehende Aufforderung an das Fach, die Geschichte der USA in ihren hemisphärischen Bezügen zu reflektieren. Dieser Ansatz habe sich über weite Strecken in der vergleichenden Untersuchung der spanisch-mexikanischen und anglo-amerikanischen Herrschaftsgebiete in Nordamerika entfaltet. Zentral war der in verschiedenen Forschungszusammenhängen immer wieder herausgearbeitete Unterschied zwischen einer inklusiven, durch wechselseitigen Austausch zwischen indigener und europäischer Kultur gekennzeichneten Siedlungsgrenze im spanisch-mexikanischen Herrschaftsgebiet und der exklusiven, auf strikter räumlicher und sozialer Trennung zwischen indianischen und europäischen Gesellschaften basierenden „Frontier“ im anglo-amerikanischen Nordamerika. Zwar hätten Bolton und seine Schüler daraus teils indirekt, teils auch direkt die Überlegenheit der anglo-amerikanischen Zivilisation gegenüber der lateinamerikanischen abgeleitet. Ebenso hätten sie die Rolle der indianischen Gesellschaften als Agenten historischen Wandels nicht in ihre Geschichtsbetrachtung einbezogen. Gleichwohl habe Boltons Ansatz zu einer hemisphärischen Geschichtsbetrachtung ungeachtet dieser Defizite auch Erkenntnisfortschritte gebracht. Er habe mit der spanisch-mexikanischen eine ganz andere Kolonial- und Frontiererfahrung in Nordamerika ins Blickfeld gerückt und die Bedeutung der imperialen Konkurrenz zwischen den europäischen Kolonialmächten als Faktor der nordamerikanischen Geschichte zu Bewußtsein gebracht.

Frank Schumacher (Erfurt) hielt den ersten Vortrag der Sektion „Cultures“ zum Thema „Colonization through Education: Ideologies, Practices, and Cultural Memories of ‚Indian Schools‘ in the United States and Canada“ Dieser entfaltete sich als eine vergleichende Untersuchung der ideologischen Triebkräfte, der Praktiken und Folgen der Internatsschulen für Indianer, die sowohl in Kanada als auch den USA das Ziel hatten, indianische Lebensformen durch Schulbildung zu vernichten. Als solche waren sie zentrale Instrumente im Prozess der Disziplinierung und inneren Kolonisierung der indianischen Urbevölkerung in beiden Ländern Nordamerikas. Schumacher rekonstruierte sowohl die Geschichte der Indianerschulen als auch die auf sie bezogene Erinnerungspolitik in Kategorien von Konvergenz und Divergenz zwischen Kanada und den USA. Er kam zu dem Schluss, dass die Verhältnisse und der Schulalltag an den Indianerschulen während der einhundert Jahre ihres Bestehens in den USA und Kanada bemerkenswert gleichförmig waren. Beide Siedlergesellschaften Nordamerikas teilten dieselben, auf die indianische Urbevölkerung bezogenen Grundeinstellungen, Denkprämissen und Vorurteile, und sie verfolgten im Kern identische Strategien der Disziplinierung und Marginalisierung der indianischen Bevölkerung innerhalb der jeweiligen Nationalgesellschaft. Schumacher stellte fest, dass die kanadischen Regierungen wiederholt Rat und Hilfe beim südlichen Nachbarn suchten und viel des U.S.-amerikanischen ‚know-how‘ bezüglich der Indianerschulen übernahmen.

Wenngleich diese Transferprozesse eher selektiv waren und der Einfluss der Kirchen auf die Gestaltung und Ausgestaltung der Internate in Kanada größer gewesen war als in den USA, so unterschieden sich die kanadischen und U.S.-amerikanischen Indianerschulen kaum voneinander. Die Lehrpläne, die Versuche, indianische Lebensformen und Identität durch eine auf Assimilation zielende Schulbildung zu vernichten, die mit den Indianerschulen gegebene Institutionalisierung von Kinderarbeit und ein durch Misshandlungen und

Vernachlässigungen gekennzeichneten Schulalltag waren zentrale Merkmale des Systems in beiden Ländern. Erst Ende der 1980er Jahre, als die systematische Misshandlung der Indianerkinder in Kanada publik wurde, begannen sich die Verhältnisse in Kanada und den USA auseinanderzuentwickeln. Seitdem ließen sich, so Schumacher, signifikante Unterschiede im Umgang mit dem Phänomen der Indianerschulen und die Erinnerung daran zwischen Kanada und den USA beobachten. Während in Kanada eine breite, auf Ver- und Aussöhnung zielende Bewegung entstand, blieb die kritische Aufarbeitung in den USA auf akademische Kreise und örtliche Aktivisten beschränkt. Dieser Divergenz stehe auf Seiten der indianischen Bevölkerung eine gegenläufige Entwicklung gegenüber. Schumacher unterstrich, dass sich gegenwärtig die Indianer Nordamerika zu transnationalen Allianzen zusammenschließen, um eine pan-indianische Identität zu pflegen, ihre Interessen besser durchzusetzen und die Aufmerksamkeit der Medien für ihre Belange eher gewinnen zu können.

Anschließend untersuchte *Eva Boesenberg* (HU Berlin) in ihrem Vortrag „White Men can't Jump? National and Transnational Perspectives on Basketball“ den transnationalen Charakter dieses Ballsports in Kanada und den USA insbesondere im Zusammenhang mit Konstruktionen von „race“. Sie stellte heraus, dass die gemeinsame, grenzüberschreitende Geschichte – Erfindung des Sports durch den Kanadier Dr. Naismith in den USA, erstes Spiel der BAA in Toronto, Sitz eines NBA-Teams in Kanada – diese Sportart in besonderer Weise als transnational ausweise. Obwohl eine der erfolgreichsten Basketball-Dynastien, die Edmonton Grads, in Kanada beheimatet gewesen sei, habe der Sport in diesem Land dennoch nie eine nationale Bedeutung wie etwa Eishockey gewonnen. Diesen Umstand führte Eva Boesenberg u.a. auf die Rolle von Eishockey für die Reproduktion hegemonialer Männlichkeit und seine symbolische Beziehung zu „whiteness“ zurück. In den USA hingegen, wo Basketball im Gegensatz zu Kanada eine der drei hegemonialen Sportarten sei, gelte das Spiel als ‚schwarz‘, wobei der (legitime) College- und NBA-Stil trotz der ganz überwiegenden Gemeinsamkeiten offiziell scharf von dem mit den „inner cities“ identifizierten „Streetball“ oder „playground ball“ abgegrenzt werde. Diese Dichotomie, so Eva Boesenberg, werde auch in der kanadischen Kultur übernommen, wo sie allerdings angesichts der dortigen Konstruktionen von „race“ völlig deplaziert erscheine. Tendenziell trage die Imagination eines transnationalen schwarzen Basketball in diesem Kontext eher dazu bei, rassistische Klischees zu bestätigen und ein Bild Kanadas als einer ‚nicht schwarzen‘ Nation zu zeichnen. Transnationalität bedinge also im Fall von Basketball nicht unbedingt eine produktive Revision stereotyper nationaler Diskurse über „race“.

Der letzte Konferenztag stand im Zeichen der beiden vormittäglichen Sektionen „Sharing Spaces“ und „Race and Ethnicities“. Den Anfang in der Sektion „Sharing Spaces“ machte *Stehen High* (Montreal), der mit dem Vortrag „Corporate Wasteland: The Landscape and Memory of Deindustrialization in North America“ sein zusammen mit dem Fotografen David Lewis veranstaltetes gleichnamiges Buchprojekt vorstellte. Dieses nähert sich Industrieruinen im nordamerikanischen „manufacturing belt“ diesseits und jenseits der Großen Seen als Erinnerungsorten im Sinne Pierre Noras. Durch eine Kombination der Fotos von Industrieruinen und „oral history“-Interviews mit im Zuge von Fabrikschließungen entlassenen U.S.-amerikanischen und kanadischen Industriearbeitern machte High deutlich, dass die Interviewten über die gemeinsame Erfahrung der Fabrikschließung zu einer transnationalen Erinnerungsgemeinschaft verbunden seien, die im Kern durch Zorn und Bedauern über den Verlust ihrer identitätsprägenden Berufe zusammengehalten werde. Dadurch erschienen die Industrieruinen als symbolische Orte, an denen sich die Identität derjenigen festmache, für die der Niedergang der Industrieregionen und die daraus resultierenden persönlichen Folgen zur kardinalen biographischen Zäsur werde. Trotz der laufenden De-Industrialisierungsprozesse seien ihre Vorstellungen von Identität weiterhin mit der industriellen Arbeitswelt verbunden, die jedoch aus der Region, in der sie lebten, verschwunden sei. Die Erzählungen über Fabrikschließungen stellte High als Krisengeschichten von Angst, Bedauern, Schock und Ungewissheit dar, die in scharfen Kontrast zu den Nostalgie erweckenden photographischen Aufnahmen der Industrieruinen stünden.

„The Prairie West: Space, Nation, and State“ lautete der Titel des zweiten Vortrages dieser Sektion, der von *Gerald Friesen* (University of Manitoba, Winnipeg) gehalten wurde. In einem transnationalen und systemübergreifenden Vergleich zwischen dem U.S.-amerikanischen und dem kanadischen Westen sowie Kasachstan thematisierte Friesen drei Aspekte von ‚Raum‘ als Faktor der nordamerikanischen Geschichte. Erstens plädierte er dafür, die Untersuchungsrahmen historischer Studien räumlich auszuweiten, um der „Tyrannei des Nationalen“ im Sinne Donna Gabaccias zu entkommen. Das heiÙe freilich auch, die bloÙ binäre Alternative von ‚national‘ und ‚international‘ als Kategorien der Analyse zu Gunsten einer Schichtung von Bezugsrahmen mit unterschiedlichen Graden räumlicher Erstreckung zu überwinden, denn eine solche Schichtung sei näher an dem, wie Menschen ihr Leben tatsächlich organisierten und lebten. Zweitens sah er Kasachstan und den nordamerikanischen Westen diesseits und jenseits des 49. Breitengrades deshalb als vergleichbar an, weil es sich in allen Fällen um die Peripherie zu einem räumlich weit entfernten imperialen Zentrum handele. Deren räumliche Ordnung und soziale Verhältnisse seien anfänglich durch die ebenso starke wie effektive Herrschaft des Zentrums geprägt worden. „Herrschaft“ habe sich hier als Kontrolle über Raum manifestiert, und die Instrumente der Herrschaftsübung seien räumlich konditioniert gewesen: Grenzziehung in bis dahin grenzenlosen Gebieten, legale Besitztitel an Land und daraus resultierende Klassenstrukturen in der Siedlergesellschaft.

Gleichwohl, und das war Friesens dritter Punkt, habe die mit vergleichbaren Zielen und Instrumenten ausgeübte Herrschaft des Zentrums in den drei Peripherien nicht die gleichen Ergebnisse gezeitigt. Das habe damit zu tun, dass die Bewohner der peripheren Regionen die einmal durch imperiale Herrschaftsausübung etablierten Macht- und Besitzstrukturen im handelnden Umgang mit ihnen transformierten und so jeweils regional spezifische Lebensformen ausprägten. Wenngleich also in den kanadischen und den U.S.-amerikanischen Prärien nördliche Farmergesellschaften unter vergleichbare räumlich-ökologische Bedingungen entstanden, so seien doch signifikante Unterschiede zu konstatieren. Die kanadischen Farmer des Westens hätten eigene Lebens- und Arbeitsrhythmen ausgeprägt sowie ein ganz anderes Verhältnis zu nationalen und internationalen Märkten, zu Politik und Alltag entwickelt als die U.S.-amerikanischen.

Die Sektion „Race and Ethnicities“ beschloss die bis zum Ende gut besuchte Tagung. Mit ihrem Vortrag „Ethnicity in Times of War: Germans in Canada and the United States during World War I“ untersuchte *Katja Wüstenbecker* (Jena), ob deutschstämmige Kanadier und Amerikaner den Ersten Weltkrieg in gleicher oder unterschiedlicher Weise erlebt haben. In einem chronologischen Überblick stellte sie zunächst fest, dass Kanada als britisches Dominion bereits im August 1914 an der Seite Großbritanniens in den Krieg gegen das Deutsche Kaiserreich eintrat. Die große Mehrheit der Kanadier deutscher Herkunft unterstützte die Kriegsbemühungen, einige wenige deutsche Einwanderer zogen indes aus Protest gegen den kanadischen Kriegsbeitrag gegen die alte Heimat über die Landesgrenze in die Vereinigten Staaten, die neutral geblieben waren. In den USA war es den verschiedenen Einwanderergruppen durch die Neutralität des Landes möglich, ihre Sympathien für ihre ehemaligen Heimatländer in Europa offen zu demonstrieren.

Sowohl in Kanada als auch in den USA führte im Mai 1915 die Versenkung des britischen Passagierschiffes *Lusitania* durch ein deutsches U-Boot zu einer starken anti-deutschen Stimmung in der Bevölkerung, die sich auch gegen die Deutschstämmigen im eigenen Land richtete. Als die Vereinigten Staaten schließlich im April 1917 doch in den Krieg gegen Deutschland eintraten, entluden sich die aufgestauten Antipathien gegen die Deutschen im eigenen Land. Es kam zu verbalen und körperlichen Angriffen, deutschsprachige Bücher wurden vielerorts verbrannt, der Deutschunterricht wurde in den meisten Staaten eingestellt und deutsche Ortsnamen wurden amerikanisiert. In Kanada kam es zu weitaus weniger Übergriffen auf Deutschstämmige, was zum einen daran lag, dass sowohl Politiker als auch Pressevertreter keinen Hass auf Deutsche schürten. Zum anderen ist dies aber auch darauf zurückzuführen, dass Deutschkanadier ihre Sympathien für ihre alte Heimat durch den frühen Kriegseintritt Kanadas gar nicht erst öffentlich kundgetan hatten und somit weniger aufgefallen waren. In beiden Ländern führte jedoch die Erfahrung des Ersten Weltkriegs dazu, dass Deutschstämmige sich stärker assimilierten und ihr deutsches Erbe nur noch im privaten Rahmen pflegten.

Abschließend erörterte *Simon Wendt* (Heidelberg) in seinem Vortrag „Race and Racism in the United States and Canada: A Comparative Perspective“ ‚Rasse‘ und ‚Rassismus‘ als Kategorien einer Geschichte Nordamerikas in kontinentaler Absicht, die immer auch zu einem tieferen Verständnis der Nationalgeschichte führe. Vor allem in drei Dingen erkannte Wendt den Erkenntniswert eines solchen Ansatzes. Er erlaube (1) eine kritische Prüfung der Vorstellungen von einem „American Exceptionalism“. Er mache (2) die breiteren kontinentalen Strukturen, Praktiken und Muster in den Rassenbeziehungen deutlich, die vor allem die Verhältnisse in den U.S.-amerikanischen Südstaaten als regionale Variation eines viel größeren Strukturzusammenhangs erscheinen ließen. Schließlich würde (3) so die Bedeutung der Kategorie „Rasse“ als identitätsbegründendes Element der weißen Siedlergesellschaften Nordamerikas in neuen Zusammenhängen sichtbar.

Im Hinblick auf die kanadisch-amerikanischen Kulturbeziehungen stellte Wendt fest, dass die Kanadier zwar einerseits ihren Anspruch auf moralische Überlegenheit gegenüber dem südlichen Nachbarn immer auch über die vermeintliche „racelessness“ der kanadischen Gesellschaft begründet hätten. Andererseits hätte sich der Umgang Kanadas mit den schwarzen Minderheiten kaum von dem der USA unterschieden. Wendt machte deutlich, zu welchem Grad „race“ and „racism“ auch in der kanadischen Siedlergesellschaft virulent sind und die Identitätsbildungsprozesse dort strukturieren. Er sah es deshalb als geboten an, die aus Rassismus geborenen Normen und Umgangsformen nicht nur in nationalen, sondern in transnationalen Kontexten zu erörtern. „Race“ erschien ihm als eine zentrale Kategorie, die es erlaube, die ganz unterschiedlichen nationalen Geschichten der Länder Nordamerikas im Zusammenhang und in der Bezogenheit aufeinander zu untersuchen.

Volker Depkat, Petra Dolata-Kreutzkamp

Kontakt:

Prof. Dr. Volker Depkat

Institut für Anglistik und Amerikanistik

Universität Regensburg

93040 Regensburg

E-mail: Volker.Depkat@sprachlit.uni-regensburg.de

Copyright

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2006.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München

Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39

E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2006, Nr.059

URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2006/059-06.pdf>